



Aus meinem Tagebuche.

tauchen können, kommen so viele Punkte in Betracht, daß ein Kodex von dem Umfange einer Enzyklopädie notwendig wäre, um sie alle zu fassen, und es bräuchte einen alten, wohlersahnenen Kassern, diesen Kodex herzustellen.

Im allgemeinen ist die Kassernfrau für die Polygamie eingenommen. Kommt z. B. ein Weib, das ein Dutzend „Schwestern“ hat, — so nennen die Kassernfrauen die Nebenweiber ihres Mannes — zu einer anderen Frau, welche die einzige Gattin ihres Mannes ist, so fragt sie verwundert, ob sie sich denn nicht recht einjam fühlte in ihrem kleinen Heime? Sie selbst natürlich hat sich über Mangel an Gesellschaft nicht zu beklagen.

Selbst auf den Europäer, der einen großen Kraal besucht, wie z. B. den Königskraal im Swasiland, wo sich in buntem Durcheinander Hunderte von Hütten aneinander reihen, übt das gesellige Leben, das er an solch' einem Platze findet, einen eigentümlichen Zauber aus. Er denkt vielleicht an seine Universitätsjahre zurück und sucht sich in den Gedanken hineinzufinden, daß es doch etwas Großartiges sein müsse, eine tausendköpfige Verwandtschaft zu haben, so gegen 30 Mütter mit über 100 Brüdern, von welchen jeder wieder ein Dutzend Weiber mit so und so vielen Kindern hat. Da gibt's fürwahr eine Abwechslung, und jeder Tag weckt neue Interessen.

Doch solche Verhältnisse werden auch in Südafrika immer seltener. Ein Grund hievon ist schon der, daß jetzt nicht mehr so viele Männer im Kriege getötet werden, wie das früher bei den endlohen Kämpfen unter den Eingeborenen der Fall war. Es wird allmäglich schon eine Ausnahme, Männer mit mehr als einer oder zwei Frauen zu finden. Die große Mehrzahl muß sich mit einem Weibe begnügen, und nur die Hälftlinge und sonstige hervorragende Persönlichkeit können große Haushaltungen führen.

Zum Schlüsse seien noch einige Sprichwörter erwähnt, die unter den Schwarzen über das eheliche Zusammenleben kursieren. Da heißt es z. B. „Das hübscheste Mädchen bekommt oft den häßlichsten Mann.“ Wir würden etwas sagen: „Über den Geschmack läßt sich nicht streiten.“ Oder: „Er war in solcher Wut, daß er eine Kröte heiratete.“ Letzteres pflegt man überhaupt von einem Mann zu sagen, der im Zorn etwas sehr Unüberlegtes tut. Uebrigens kann der Mann auch seinen guten Grund gehabt haben; z. B. heiratet mancher ein widerliches Weib blos seiner ersten Frau zum Trost; er will sie, die Unbotmäßige, durch eine bissige Rivalin zu Paaren treiben.

Ein anderes Sprichwort lautet: „Endlich hast du Hochzeit gemacht, Bräutigam!“ So pflegt man von einem Menschen zu sagen, der ungebührlich lange braucht, bis er in einer Sache schlüssig wird.

„Ein Steden hat keinen Kraal,“ will sagen: ein Mann, der sein Weib schlecht behandelt, wird schwierlich eine andere Frau und große Nachkommenschaft bekommen. „Messer und Fleisch können nicht zusammen aushalten“ ist Warnung gegen Unfriede und Ehebruch. (Fortsetzung folgt)

Aus meinem Tagebuche.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Gmaus, 17. April 1909. — Heute kam ein halb bekleideter Kassernbursche hieher und verlangte umuti (Medizin) für seinen Bruder, der von einer

giftigen Schlange in den Fuß gebissen worden war. Das ganze Bein sei sehr angeschwollen, sagte er, man möge gleich kommen und ein Gegenmittel bringen.

Da war keine Zeit zu langen Beratungen und Überlegungen. Ich ließ das Pferd satteln — auch der Bote war beritten — versah mich mit einigen Bandagen und Medizinen und machte mich auf den Weg.

„Wie weit kann es ungefähr sein?“ — „Wir wohnen da drüben hinter jenen Bergen, mitten in der „Lokation“.“ — Nun, genau war diese Ortsangabe gerade nicht, nur soviel war mir klar, die Entfernung war eine beträchtliche, und ich konnte mich auf allerlei gefaßt machen.

Wir ritten also in schnellem Tempo in die Berge und Schluchten hinein, welche den Ibisifluß auf weite Strecken umgeben. Einigemal mußten wir absteigen, dann ging es so steil bergab und bergauf, daß es unmöglich war, mit dem Pferd voranzukommen. Zweimal durchquerten wir den Ibisifluß, einmal kamen wir an einem prächtigen Wasserfall vorüber, wo sich der Fluß mit brausendem Getöse in die gähnende Tiefe stürzte. Wir warfen einen Blick nach rückwärts auf den Weg, den wir gekommen, und sahen mit Staunen, wie die grauen Felswände Mauern gleich in die Höhe stiegen und die darüber liegenden Bergabhänge sich wie die steilen Giebeldächer einer Riesenstadt in langer, langer Reihe übereinander stürmten.

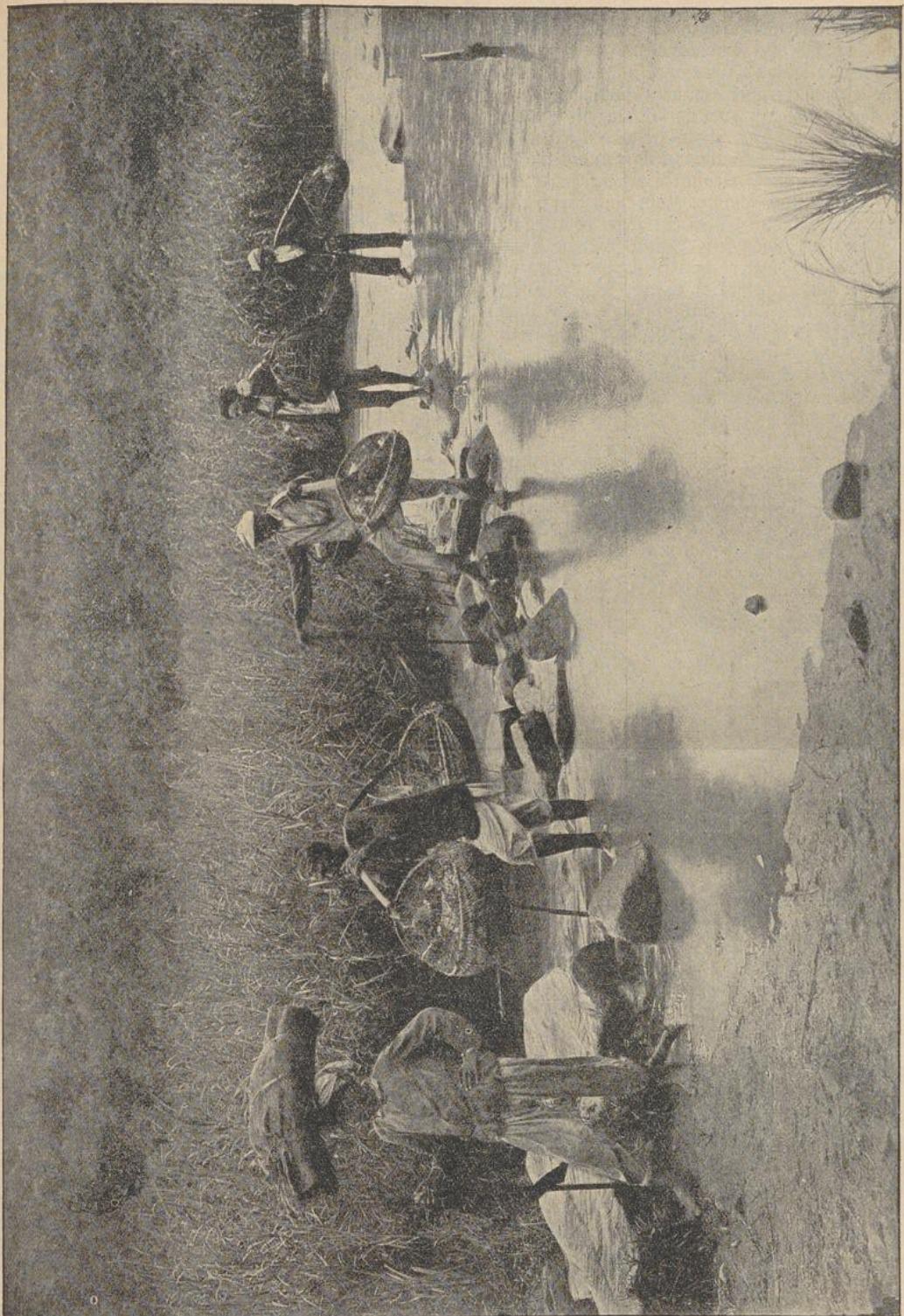
„Wo ist der Kraal, zu dem wir reiten?“ — „Gleich da drüben; schon kann man ihn mit bloßem Auge sehen!“ — Doch da ist zunächst noch ein tiefes Tal zu durchqueren, dann geht es drüben steil bergauf, es kommt nochmals ein Wasserlauf, dann noch ein Hügel oder zwei, und endlich, endlich — die Sonne hatte den Zenith schon überschritten — waren wir an Ort und Stelle.

Die Leute waren alle anständig bekleidet und machten auf mich einen günstigen Eindruck. Es waren keine reinen Heiden mehr; man merkte schon den Einfluß europäischer Kultur; fand ich doch vor dem Kranken eine „spanische Wand“, die man dadurch hergestellt hatte, daß man eine weiße, nagelneue Wolldecke an einer querlaufenden Schnur befestigte, um den Patienten gegen neugierige Blicke und das Sonnenlicht zu schützen.

Ich untersuchte den Fuß und fand das Bein, wie mir schon der Bote gemeldet hatte, bis oben hoch angeschwollen. Am Unterschenkel hatte man mit Glasscherben Einschnitte gemacht, die Wunde zeigte ein großes, tiefes Loch und über dem Knie sollte ein fest zugeschnürter Grasstrick das weitere Vordringen der Vergiftung verhindern. Ich reinigte zunächst die Wunde, legte eine in Öl getauchte Komresse darauf und verband den Fuß.

Als Lohn bot man mir ein großes, rohes Stück Fleisch an, das in eine Strohmatte eingewickelt war. Ich lehnte es dankend ab und beeilte mich, den Rückweg anzutreten. Kurz vor Sonnenuntergang war ich wieder in Gmaus. Zum Abendessen brauchte man mir keinen guten Appetit zu wünschen; er stellte sich von selber ein, denn ich hatte den ganzen Tag über nichts genossen; nur ein paarmal hatte ich versucht, mit der hohlen Hand einen Schluck Wasser aus dem Ibisifluß zu nehmen.

Drei Wochen später fühlte ich einen unüberstehlichen Drang in mir, wieder einmal meinen Patienten zu besuchen, von dem ich seitdem nichts mehr gehört hatte. Ich wußte zwar, daß mich der Besuch nach



Heimkehr.

dem weitentfernten, hoch auf einem Berge liegenden Kraal einen vollen Tag kosten würde, allein ich machte mich trotzdem auf den Weg.

Als ich kurz nach Mittag dort ankam, ging mir der Vater meines Patienten entgegen und sprach ohne wei-

tere Begrüßung oder sonstige Einleitung: „Umfundisi, gib mir auch eine Medizin für meinen fransen Fuß. Siehe, ich habe hier am Knöchel eine böse Wunde!“ „Und wie geht es Deinem Sohne?“ „O, der ist wieder kerngesund und geht längst umher, gerade wie zuvor!“

Richtig kam im selben Augenblick mein damaliger Patient aus der Hütte. Er lachte mit vollem Gesicht und zeigte mir seinen Fuß, der beinahe vollständig wieder hergestellt war; nur an der Vorderseite war noch eine kleine Geschwulst zurückgeblieben, die er aber nicht weiter beachtete. Der junge Helsb, den ich schon das erstemal, als ich seine Wunde reinigte und verband, wegen seiner Ruhe und Seelenstärke bewundert hatte, war frohen Mutes und schaute, Kopf und Herz voll Pläne, in die Welt hinein. Doch ein Wort des Daniels hatte weder er, noch sein Vater. Einen Dank kennt der heidnische Kaffer kaum; übrigens waren diese Leute, wie ich nachträglich erfuhr, keine Heiden, sondern wesleyanische Protestanten. Nun, ich hatte meinen Ritt Gott zu Liebe gemacht, und bin zufrieden, wenn diese Protestanten nur einige ihrer alten Vorurteile gegen uns Katholiken ablegen. In der Not und bei Krankheitsfällen kommen sie ohnehin gerne zu uns, und schon manche Seele wurde dadurch für den Himmel gewonnen.

Emaus, 20. Juli 1909. — Fand da jüngst einen originellen Kaffernbrief, den ich hier im Auszuge in deutscher Uebersetzung beifügen will. Er lautet:

Mr. Sishulu, M'Ngit
Rom. Monis, Post E. E.
Umzimkulu.

„Weil es jetzt Winter ist und selten regnet, kommen die dichten Nebel und hängen sich Tag und Nacht an den Schimpers-Nek. Die alten Leute fürchten sich vor ihm gar sehr und bleiben fast stets in ihren Hütten. Der letzte Nebel aber hat uns von Lourdes herüber die Influenza gebracht, und ich selbst wurde davon angesteckt. Aber ich habe mir am alten weißen Fuß (Abt Franz) ein Beispiel genommen und ersäufe sie im Wasser. Gelingt es aufs erstemal nicht, so tue ich es öfters. Wasserkur ist mir nicht fremd; zeitlebens spüle ich mir nach dem Essen den Mund mit Wasser aus; das hält die Zähne frisch und rein. An Zahnschmerzen leiden wir Männer nicht viel, wohl aber die Mädchen und Frauen. Das ist die Strafe für ihr Zuckernaschen; bekommen sie beim Krämer etwas Zucker in die hohle Hand, so ist er im Nu hinter den Zähnen verschwunden. Ich selbst esse lieber Salz, als Zucker; und seit ich krank bin, wasche ich mit kaltem Wasser den ganzen Körper.“

Der Brieffschreiber ist offenbar ein ganzer Mann, weiß seinen Gedanken Ausdruck zu geben, hat eine gute Dosis Menschenkenntnis und huldigt seinem Fortschritt. Der Schwarze ist im allgemeinen konservativ; er macht ruhig so weiter, wie er es beim Vater und Großvater gesehen, und jede Neuerung ist ihm verdächtig, wenn nicht geradezu verhaft.

Einen besonderen Respekt hat er auch vor jedem Brief, sei es nun, daß er selbst einen schreibt, was schon etwas heißen will, oder sei es, daß er einen diktiert oder erhält. Der Postmeister dagegen hat oft seine liebe Not mit der Adresse dieser kaffrischen Briefe. Doch auch hier gilt das Sprichwort: „Uebung macht den Meister“, und im großen und ganzen kommt die Mehrzahl dieser Briefe trotzdem doch richtig an ihre Adresse. Auch hier, in Emaus, ist eine Briefpost. Mit heutiger Post kamen folgende Briefe an:

1. Mrs. Albert Mingwa — Umzimkulu
Mous trappis — Griqualand.

(Dass „Mous“ soviel wie „Emaus“ heißt, weiß man auf der englischen Post schon lange.)

2. Mrs. Madlokowa Ngongo
Dalapise Mouse, Emzimkulu.

(„Dalapise“ heißt natürlich „Trappist“, und das übrige ergibt sich von selbst.)

3. Mr. Mashala Manongwadhla
Mouse Trappetiss Umzimkulu.

4. Mr. Josef Sublakayi
Mouse Strappits — Umzimkulu.

Man sieht hier, welche Wandlungen der „Trappist“ durchmachen muß, allein man erkennt ihn sofort, solange nur noch ein Bißelchen von ihm herauschaut; auch werden wir hier in Südafrika bei allem Volle (weiß wie schwarz) stets die „Trappisten“ bleiben, obwohl wir vom alten Orden schon längst getrennt sind. (Fortsetzung folgt.)

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

6. Kapitel. Die Schlacht in der Ingeli-Kluse.

Stunde um Stunde verrann. Die Sonne rückte weiter und weiter vor auf ihrer Bahn, und die Schatten wurden länger und länger. Bevor sie blutrot unterging und hinter dem Kanime des nahen Berges verschwand, warf sie einen letzten goldenen Strahl in die dunkle Kluft hinab und übergoss uns Krieger in den Barrakaden drunter mit einer Flut blendenden Lichtes. Ich selbst stand mit ein paar anderen im Schatten der Mauer und nahm wahr, wie jene, die im vollen Lichte standen, unbehagliche Bewegungen machten, als ob sie ein geheimer Schauder überlief.

„Das ist eine schlimme Vorbedeutung,“ flüsterte mir ein alter Induna zu; „morgen um die gleiche Stunde werden alle jene, die soeben der Inkosi pezulu (der Himmelsfürst) mit seinem Flammenschwert berührt hat, tot in ihrem Blute liegen.“

Er redete noch, da kam Ngokvennhama vom Lager her auf uns zugekrochen. Das volle Sonnenlicht, das hinter ihm herglutete, gab ihm ein Aussehen, als komme er direkt vom Himmel herab. Er kam, die Wachen abzulösen und sandte uns in's Lager zurück, um etwas Nahrung zu uns zu nehmen. Als wir dort eintrafen, lagerten sich schon die Schatten auf der Erde, und das Weibervolk war unter lautem Geplauder eifrig daran, für all die vielen Hunderte das Essen zu bereiten.

Nachdem wir uns gehörig gestärkt, lehrten wir auf unsere Posten zurück. Es war nun Nacht; bald jedoch stieg der Mond, obwohl noch nicht ganz voll, groß und hell hinter dem Ihlati empor, ein geisterhaftes Licht über die ganze Landschaft werfend.

In weiter Ferne erhoben sich vom Walde her die Stimmen der Nacht. Elefanten ließen ihre Trompetenstöße vom Juurberg herüber hören; die Töne klangen scharf und klar in die öde Nacht hinaus. Heimchen und Gledermaus, Käuzchen und Glödenvogel summten, zirpten und läuteten miteinander um die Wette. Dazwischen ließen Schakale ihre eigentlich schnarrenden Laute hören, zwei Paviane heulten ganz entsetzlich und alle überschrie noch das hysterische Lachen der Hyänen. Da hörte man plötzlich das Gebrüll eines Löwen. Seine gewaltige, aus voller Brust kommende Stimme glich buchstäblich dem Rollen des Donners und brachte mit einem Schlag alle übrigen Laute zum Schweigen. Die Tierwelt hatte den Ruf ihres Königs gehört, und eine Weile